

Bundesdeutsch

Autor(en): **Baur, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **7 (1910-1911)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750457>

Nutzungsbedingungen

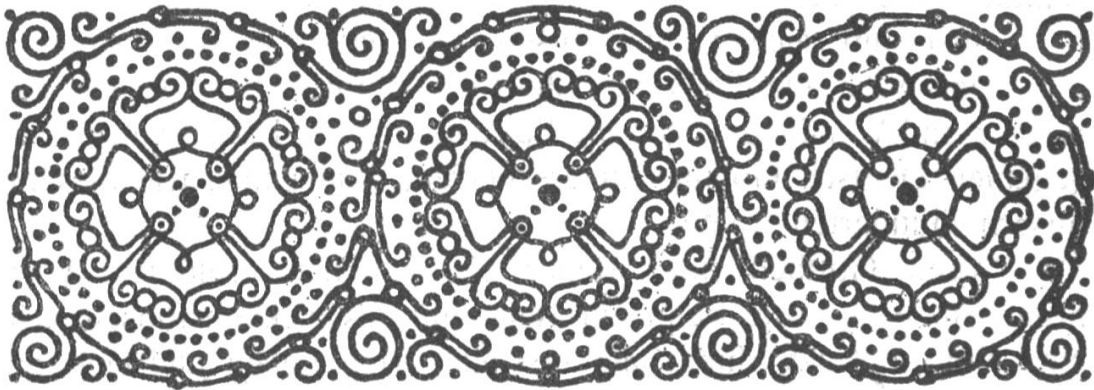
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



BUNDESDEUTSCH

„Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen.“ So sprach Martin Luther vor dem Reichstag zu Worms und die Geschichte hat seine Worte aufgeschrieben.

„Hierorts gestattet sich der Sprechende, sich momentan zu befinden, und kann derselbe nicht umhin, es als angezeigt zu bezeichnen, beziehungsweise zu begrüßen, wenn man demselben wie bis anhin eine entsprechende Unterstützung beziehungsweise Subvention zubilligen wollte.“ So ungefähr hätte er gesprochen, wenn er als Mitglied „eines“ hohen Nationalrates vor „diesem letzteren“ aufgetreten wäre, und die Geschichte hätte seine Worte nicht aufgeschrieben.

* * *

Wer da glaubt, das sei übertrieben, der lese nur ein paar Seiten des Bundesblattes oder gar stenographisch aufgezeichnete eidgenössische Verhandlungen und er wird staunen über die offizielle Sprache eines Landes, das der Menschheit einen Gottfried Keller und einen Konrad Ferdinand Meyer geschenkt hat. Nur wer gewöhnlich sein Seelen- und Sprachleben aus den Büchern eines J. C. Heer bereichert, wird kaum etwas daran auszusetzen finden . . .

* * *

Aber das Bundesdeutsch ist doch aus unserm politischen Leben herausgewachsen und wir müssen es wie alles Boden-

ständige, wie jede nationale Art und Unart hegen und pflegen? Ist es nicht am reichen Quell unserer Mundarten groß geworden?

Das wäre allerdings ein schwerer Irrtum. Denn gerade die Wörter und Wendungen, die die Sprache unserer Bundesväter vom geliebten Deutsch Goethes unterscheiden, sind genau wie diesem unsern Mundarten fremd.

Wenn Gotthelf oder Keller ein bei uns erblühtes Wort brauchen, ist es, wie wenn ein Maler mit geschicktem Pinselstrich eine Note aufsetzt, durch die erst alle Töne Leben und Geltung erlangen. Wenn aber irgend ein Zeitungsschreiber in einem sonst guten Artikel ein einziges Bundeswort verwendet, so gleicht es der schlecht hingepatzten Farbe, die alle andern totschießt und das ganze Bild entwertet.

Woraus erklärt sich der verschiedene Eindruck beider Abweichungen vom gebräuchlichen Deutsch? Bei der Mundart fühlen wir jenes reiche, aus dem Boden sprudelnde und in sich geschlossene Leben, das einst mit dem Begriff Volk identisch war. Was unterbewusst das Amtsdeutsch so ungenießbar macht, werden am besten ein paar Beispiele zeigen.

* * *

Was zuerst auffällt, ist die administrative Zeilenschinderei; die der Klarheit und Lesbarkeit verderbliche Erweiterung der einfach sachlichen Darstellung. Manches lässt sich dadurch entschuldigen, dass man klarer als klar sein will, ein alter Fehler des Juristenstils. Man setzt immer wieder das Substantiv, da man mit dem Pronomen nicht umzugehen weiß. Statt des farbigen und deutlichen Verbuns braucht man die farblose Umschreibung. Statt des kurzen, fest auf seinen Füßen gebauten Satzes verliert man sich in ein Gewirr endloser überflüssiger Erklärungen. Und unvermeidlich wird das sinnlose, schwächende Beiwort.

Gerade was das Kunstwerk kennzeichnet: die Reduktion auf die einfachste Form, die zur Erreichung des Zweckes ausreicht, gerade das geht unsern offiziellen Schriftstücken und Reden ab. Aber das beweist schließlich nicht mehr, als dass Schreiber und Redner ihr Handwerk nicht verstehen; und da sie ja doch fast alle Dilettanten sind, kann man ihnen das nicht übelnehmen.

* * *

An die Wurzel des Geistes, der hier zum Ausdruck gelangt, führen uns einige gern gebrauchte Formeln.

„Der Vortrag wird bestens verdankt.“ Der Vorsitzende dankt nicht. Er hat sich nimmermehr kompromittiert, geschehe, was da wolle. Und er dankt niemand. Es soll keiner sagen: du hast mir gedankt. Sich selbst und den Redner hat der Vorsitzende im Meere der Unpersönlichkeit ertränkt. Der Vortrag, das vom Autor getrennte Werk, wird von irgend etwas unbestimmtem „verdankt“ und das herzliche „Ich danke Ihnen!“ ist glücklich vermieden.

„Wollen die Vorschläge vermehrt werden?“ Man bittet niemand. Und niemand bittet um etwas. Nur die ungeborenen Vorschläge, die wie platonische Ideen im Raume schweben, werden angefragt, ob sie sich vermehren wollen. Doch die Existenz aller Wesen, die zu ihren Trägern werden könnten, ist ausgelöscht.

„Es ist zu begrüßen, dass...“ Ich freue mich nicht, ich bin nicht glücklich darüber, ich trete nicht in ein persönliches, herzliches Verhältnis zu dem, was kommen soll. Es, das vage es, ist von irgend jemand „zu begrüßen“.

„Es ist bemühend.“ Das ist die bei uns übliche Form des schärfsten Tadels. Wer spricht ihn aus? Das wird nicht gesagt. Wem wird er ausgesprochen? Auch das erfahren wir nicht.

* * *

Will die Diskussion weiter benutzt werden? Überall zeigt sich ja das nämliche: Furcht vor klarer, persönlicher Stellungnahme, vor direktem, klarem Sprechen und Handeln. Und die Überbescheidenheit des Unbescheidenen, der sich als „der Sprechende“, „der Schreiber dieser Zeilen“ oder gar „meine Wenigkeit“ einführt. Oder im Plural modestatis spricht, der eine Mehrzahl der Blutlosigkeit ist und einer Blutlosigkeit der Mehrzahl das Leben verdankt. Sprache ist stets Ausdruck, auch wo sie schlecht ist.

Furcht der Person vor der Masse und der Masse vor der Person: das ist die Wurzel des Bundesdeutsch. Und nicht nur des Bundesdeutsch.

ZÜRICH

DR ALBERT BAUR

